

# Das OMG-Journal

## Nachrichten der Oskar Maria Graf-Gesellschaft

22. Jahrgang – Nr. 26

München, Juni 2025

Preis: 2 €

### »Über Mütter«

Ein Abend mit Andrea Heuser und Markus Ostermair  
Zum 130. Geburtstag von Oskar Maria Graf

Fette Akkorde, elegante Basslinien – die beiden Musiker auf der Bühne lassen eine eindrucksvolle Klangwolke steigen, die ihre Wirkung nicht verfehlt: Allmählich verstummt das allgemeine, gleichermaßen von Wiedersehensfreude und Mitteilungsdrang geprägte Gemurmel in der Brasserie *Oskar Maria* im Literaturhaus. Draußen steigen ebenfalls Wolken auf, graues Abendgewölk über dem Salvatorplatz, im Wetterbericht war von Regen die Rede. Aber egal, die Oskar Maria Graf-Gemeinde sitzt ja im Trockenen, man feiert den 130. Geburtstag ihres Helden, und gleich wird Tanja Graf, die Chefin des Literaturhauses, die Festgäste begrüßen. Noch aber spielen Maxi Pongratz, Akkordeonist der fast schon legendären Neue-Volksmusik-Gruppe *Kofelgschroa*, von der man nie so recht weiß, ob es sie noch gibt oder nicht, und der Kontrabassist Simon Ackermann eine flotte, übers traditionell volksmusikalische behutsam hinausdriftende Nummer, während einige Besucher diskret auf die Tische unter freiem Himmel lugen: Draußen zu sitzen wäre auch nicht übel, es ist ja, den Wetterfröschen zum Trotz, doch noch ein schöner Sommerabend geworden. Aber jetzt ist es zu spät, in vorausiegender Kapitulation vor der Wetterlage hat man die Geburtstagsfeier nach Drinnen verlagert. Tanja Graf muss die Sehnsucht nach dem Offenen gespürt haben, denn ihre Begrüßungsansprache leitet sie mit dem Satz ein: »Ich will nicht so weit gehen, dass ich sage, ich hoffe, dass es schüttet.« Ingeheim hofft sie es vielleicht doch, damit die Entscheidung, indoor zu feiern, ihre Richtigkeit entfaltet. Hilft aber nichts. Es bleibt trocken. Nicht aber in der Brasserie, dafür sorgt Tanja Graf mit einem Toast auf den Jubilar: »Alle, die ein Glas haben, sollen es auf Oskar Maria Graf erheben.«

So geschieht es, auch wenn einige Gäste vielleicht schon etwas erschöpft sind von den nachmittäglichen Tagungsmühen. Was es damit auf sich hat, verraten Laura Mokrohs und Franziska Willbold, die Vorstandsvorsitzenden der Graf-Gesellschaft, in ihrem Grußwort: »Ein runder Geburtstag – daher haben wir uns entschieden, dieses Jahr ein wenig größer zu feiern und die Abendveranstaltung in eine Tagung



Oben: li. Laura Mokrohs und Franziska Willbold; re. Maxi Pongratz und Simon Ackermann

Mitte: li. Ruth Geiersberger; re. Andrea Heuser

Unten: li. Maxi Pongratz und Simon Ackermann; re. Markus Ostermair

Fotos: Sylvia Hartmann, mitte re.: Laura Mokrohs, unten re.: Alke Wendlandt

einzubetten.« *»Mütter, Arbeiterinnen, Revolutionärinnen«* lautet der Titel des Symposions, es geht, knapp gesagt, um Grafs Frauenbild. Und dieses, so ist den Vorträgen zu entnehmen, erscheint nicht ganz so glänzend unproblematisch, wie es die Graf-Freundinnen und Freunde gerne hätten. Mit Blick auf Helen Müllers und Clemens Pornschlegels Beitrag über Grafs Erzählung *Mein Basl Marei selig*, in der es um eine



Frauenbildern bei Oskar Maria Graf? Auch sie sind heute eher schwer vermittelbar.«

Nicht gerade der netteste Geburtstagsgruß, aber als Verehrer (m/w/d) des Jubilars muss man da durch. Was nun die Feier selbst betrifft, so steht, anknüpfend an das Thema der Tagung, Grafs fulminanter Roman *Das Leben meiner Mutter* im Mittelpunkt, entstanden in den späten 1930er-Jahren im amerikanischen Exil. Auch hier geht es um die duld- und arbeitssame Frau, in diesem Fall Grafs Mutter Therese Heimrath respektive Resl, wobei sich der Roman, so Laura Mokrohs, »auch als Beitrag zur heutigen Debatte über die Wertschätzung und Anerkennung von Care-Arbeit lesen« lässt.

»Der Maxi regierte, und die Resl rackerte.«

Oskar Maria Graf,  
*Das Leben meiner Mutter*

Was aus aktueller Sicht darüber hinaus zu sagen ist, wird das Publikum in den literarischen Beiträgen von Andrea Heuser und ihrem Schriftstellerkollegen Markus Ostermair noch hören. Zunächst aber gilt die Aufmerksamkeit dem Originaltext. Aus dem *Leben meiner Mutter* liest Ruth Geiersberger, deren Stimme jedem Hörer und jeder Hörerin der Kulturprogramme des Bayerischen Rundfunks vertraut ist. Dass, wie Franziska Willbold eingangs vermutet, alle im Saal (sofern sie der Graf-Community angehören, bei den Kellnern weiß man es nicht) den Roman kennen, trifft höchstwahrscheinlich zu.

»[...] Die kann was werden! Mit siebzehn, achtzehn Jahren hätt' so eine gewitzte Weibsperson zu meiner Zeit schon zur Marketerinderin avancieren können.«

Oskar Maria Graf,  
*Das Leben meiner Mutter*

»verzichtende, liebende Frauenfigur« (Pornschlegel) geht, die um des friedlichen Zusammenlebens willen ihre Ansprüche zurücksteckt, wird die Kulturjournalistin Antje Weber später in der *Süddeutschen Zeitung* schreiben: »Das ist bei aller Freude über gemeinschaftsstiftende Utopien ein zweischneidiges Ergebnis: Für die einzelne Frau, zumal aus heutiger Sicht, erscheint es als Konzept nicht sehr attraktiv. Und was ist mit weiteren

Und dennoch: Wer hört, wie Ruth Geiersberger, passend ausgestattet mit knielanger Lederhose, den Text vorliest, erfährt ihn nochmal ganz neu. »Ich hoffe«, sagt sie einleitend, »ich kann mit meiner Stimme der Resl Leben einhauchen.« Oja, das kann sie – und wie! Beginnend mit Szenen aus Resls Jugend, den frühen Jahren, in denen das Mädchen, noch nicht vollständig

abgerichtet auf die spätere Frauenrolle, aufmüpfig und eigenwillig seine Wege geht, beginnend also mit Resl als ländlichem Wildfang, gelingt Ruth Geiersberger Wunderbares: Dank ihrer Lesekunst tritt die raue Welt am Ostufer des Starnberger Sees im 19. Jahrhundert vor aller Augen zu Tage.

Es ist ja keineswegs einfach, Graf's Texte vorzulesen: Für die Dialoge in Mundart sollte die Vorleserin dialekt-sicher sein, am besten eine Native Speakerin. Wehe, man verfällt da ins Komödienstadl-Bairisch! Aber auch die Erzählpasagen, in denen sich Graf der Hochsprache bedient, haben es in sich. Durchsetzt mit Wörtern und Wendungen, in denen der bayerische Sprachgrund durchschimmert, verlangen sie vom Lesenden einen süddeutschen Ton. Sie mit gespitzten Lippen vorzutragen, wäre verfehlt. Ruth Geiersberger hat diesen Ton. Sie liest, man kann fast sagen: »entspannt«. Meidet Übertreibungen und unangemessene Betonungen, und bald beschleicht den Zuhörer das Gefühl, in einem Herrgottswinkel zu sitzen und den Geschichten einer gestreichten Dame zuzuhören. Dann und wann begleitet sie die Schilderung mit sparsamen Gesten, vollführt beispielsweise eine schlangenartige Bewegung mit der Hand, wenn es gilt, eine kurvige Straße zu beschreiben. Mehr braucht sie nicht, um Graf's Romanwelt in die Brasserie zu zaubern. Fast scheint es, als hätte Oskar Maria Graf seine Werke nur geschrieben, damit Ruth Geiersberger sie vorträgt.

Zwischendurch wieder Maxi Pongratz und Simon Ackermann, etwa mit dem wunderbaren *Ordnungslied*, in dem es heißt: »Mir fehlt da die Struktur, mir fehlt da jegliches System, ich glaab, i hab a gschlompats Lebn.« Selten ist Schlamperei so trefflich durchkomponiert und voller Überzeugungskraft vorgetragen worden.

Der Schriftsteller Markus Ostermair, für seinen Debütroman *Der Sandler* mit dem Tukanpreis ausgezeichnet, hat als Beitrag zur Mutterthematik seinen autobiografischen Text *Krümmungen* mitgebracht. Ostermair, Jahrgang 1981, entstammt einer Bauernfamilie aus Tegernbach bei Pfaffenhofen an der Ilm. Der junge Markus, schreibt er in *Krümmungen*, war »ein Jammerkind«, der jüngste Bauernspröss-

ling von sechs. Es ist keine sorglose, glückliche Kindheit, die Ostermair da schildert. Da ist der nicht sonderlich geschickte, etwas zimperliche Bub, und da sind die Mühen und Plagen des bäuerlichen Lebens. Der Vater stirbt früh, alle Verantwortung für den Hof lastet auf der Mutter. Es muss weitergehen, der Kreislauf der Jahreszeiten hält nicht an. Wer überleben will, muss ihm folgen. Der jüngste Sohn tut sich schwer, mit dem Tempo der Geschwister mitzuhalten. Viel lieber würde er mit Freunden spielen, aber dazu

Erbrochenes damit auf und warf es in die Mistrinne hinter die Kühe, bevor sie sich wieder zwischen sie stellte und sich zu ihren Eutern hinabbeugte. Als sie mich sah, schimpfte sie nicht über mein Zuspätkommen, sondern dankte mir, dass ich ihr heute, da es ihr nicht so gut gehe, helfe.«

Ostermairs Schilderung der Mutter aus der erinnerten Perspektive des Kindes verweist nicht zwangsläufig auf das Leben der Therese Heimrath, die Analogie entsteht im Kopf des Lesers oder Hörers. Anders ist die Sache

beklemmendsten Szenen im Roman: Nach einem Ehestreit bricht die Resl verzweifelt zusammen. »Nicht sterben, Mutter!« rufen die Kinder. Heuser geht der Satz nahe, »da ich gerade das Sterben meiner eigenen Mutter begleite«. Sie sieht im Flehen des Kindes mehr als nur eine innige Bitte. »Es ist ein

»Nicht sterben, Mutter!«

Oskar Maria Graf,  
Das Leben meiner Mutter

Befehl – an die Mutter, aber vor allem an das Leben selbst: *bleib!*«

Noch ein zweiter Satz aus Graf's Mutter-Roman ist der Schriftstellerin haften geblieben: Als Resl's Mama, die Heimrathin, allein und unter Schmerzen das Kind auf die Welt bringt, heißt es: »Zwischen Leben und Tod schwebend, betete die Heimrathin in ihrem Schmerz und überstand alles.«

Dieses »überstand alles« stößt Heuser sauer auf. Der Satz fordert sie heraus. »Als eine Art »Satzung« erscheint er mir; ein Maßstab für das Leben der Frau, der wertschätzender, aber auch härter, elementarer nicht sein könnte. Vor allem aber ist er eine Zumutung.« Hier tritt Heuser nun deutlich in Opposition zu Graf, bei dem die duldende, ihre Pflicht erfüllende, gottergebene Mutter als bewundernswerte Person erscheint, die ihr Leben dem Wohlergehen der Familie widmet. Andrea Heuser aber sagt mit Blick auf die Heimrathin: »Sie soll nicht alles überstehen müssen. Sie soll kein Vorbild, kein *role model* werden für Frauen. Ich lehne mich auf gegen diese Welt, gegen die hier implizierte Botschaft, erzählt und vermittelt im Leben der Heimrathin und auch der Resl: seid fromm und duldsam, seid stark, es ist angelegt in eurem Geschlecht. Ihr müsst es ertragen, weil ihr, anders als die Männer, es ertragen könnt und weil das Leben nur durch euch weitergeht – koste es was es wolle.«

Mag sein, dass Heusers Vortrag die Musiker ein wenig verschreckt hat. Als Maxi Pongratz wieder dran ist, vergisst er seinen Text. Er setzt nochmal an, bleibt wieder hängen. »I sollt ned singa«, sagt er. Aufmunternder Applaus, macht ja nichts. Nicht jedes Lied muss bis zum Schluss kommen. Auch Beethovens 10. Symphonie blieb unvollendet.

Wolfgang Görl



V.l.n.r.: Markus Ostermair, Andrea Heuser, Ruth Geiersberger, Maxi Pongratz und Simon Ackermann.

Foto: Alke Wendlandt

kommt er nur selten. Stattdessen hat er die landwirtschaftliche To-do-Liste abzuarbeiten: »Das Säen und Hacken und Zupfen und Spritzen und Ackern und Mähen, das Füttern und Melken und Striegeln und Schlachten und Düngen und Ernten überhaupt.«

Das Kind jammert, die Mutter nicht. Auch sie ist eine Dulderin, ganz wie die Resl, als sie nicht mehr der Wildfang, sondern Ehefrau und Mutter ist: »Wenn Arbeit anstand, dann tat sie einfach, komme, was wolle.« Der Text endet mit einer drastischen Szene. Wieder ruft Ostermair eine Erinnerung auf, einen Moment im Leben der Mutter: »Ihr Bild, als sie aus dem Stall wankte, nachdem ich einmal zu spät zum Helfen gekommen war, und sie beim hastigen Anziehen des Stallgewandes von der Schmutzkammer aus beobachtete, wie sie sich dreimal, in gelben Schwallen, erbrach (...). Einige Sekunden später kam sie mit einer Heugabel wieder aus der Stalltür hervor, hob ihr

im Essay von Andrea Heuser, den die Schriftstellerin und Literaturwissenschaftlerin eigens für diesen Abend verfasst hat. »Nicht sterben, Mutter!« – *Reflexionen über verwickelte Fäden, ausgehend von Oskar Maria Graf's Das Leben meiner Mutter*, steht über dem Manuskript. Auch Heuser beginnt mit Erinnerungen, doch es sind nicht ihre eigenen. Es sind die Erinnerungen ihres Großvaters Willi an dessen Oma, an die fürsorgliche Großmama, die ihn beschützte, wenn der Vater mit Prügeln drohte, und die im Zweiten Weltkrieg bei einem Bombenangriff der Alliierten auf Köln starb. »Du, Wilhelm, du kehrt zurück«, hatte sie zum Enkel gesagt, als dieser in den Krieg ziehen musste.

Wieder eine Frau als Beschützerin, als eine sorgende Seele, die das gefährdete Leben in Ordnung zu halten versucht. Dies ist für Heuser der Moment, umzuschwenken zu Oskar Maria Graf – und zu seiner Mutter. Es ist eine der

## Im Dialog mit Oskar Maria Graf

Markus Ostermair und Andrea Heuser folgten unserer Einladung, bei der Geburtstagsveranstaltung gewissermaßen in Dialog mit Oskar Maria Graf zu treten. Markus Ostermair (geb. 1981) veröffentlichte 2020 den mit dem Tukan-Preis ausgezeichneten Roman *Der Sandler* über soziale Ungleichheiten und das Leben auf der Straße. Sein Schreiben folgt damit dem von Graf geforderten Einsatz für die Menschen, die die Gesellschaft allzu gerne aus dem Blick verliert. »Literatur muss dorthin schauen, wo die Menschen

verstummen, und nach Gründen dafür suchen«, sagt Ostermair selbst. Andrea Heuser (geb. 1972) widmet sich in ihrem Roman *Wenn wir heimkehren* den Leerstellen und Fragezeichen in ihrer Familienchronik. In der Verflechtung von Vergangenheit und Gegenwart finden sich ebenfalls Anknüpfungspunkte zu Graf's Schreiben. Am Graf-Geburtstag trugen beide Texte vor, die Themen und Motive aus Graf's Werk aufgreifen und in die Gegenwart holen. Dankenswertweise dürfen wir ihre beiden Texte hier in voller Länge abdrucken.



Andrea Heuser und Markus Ostermair am 22. Juli 2024 im Literaturhaus München.

Foto: Alke Wendlandt

## »Nicht sterben, Mutter!«

### Reflexionen über verwickelte Fäden (ausgehend von Oskar Maria Graf's *Das Leben meiner Mutter*)

»Wir rannten entsetzt auf sie zu und klammerten uns an ihren Rock. Dabei merken wird, dass ihre Beine stark zitterten. [...] »Nicht sterben, Mutter!« Etwas bis dahin Unfaßbares wurde uns auf einmal bewusst ...« (Oskar Maria Graf, *Das Leben meiner Mutter*, S. 336f.)

\*

Willi, 1933: Dass die Welt, so wie sie war, jederzeit untergehen konnte – diese hinkende, müde Welt der Erwachsenen, die sich von seiner eigenen Art und Weise »da« zu sein so sehr unterschied – war Willi klar. Dass, mit den Worten des Vaters, nun »eine neue Zeit anbrach«, dass jetzt »Schluss« sei, wen scherte es? Von ihm aus konnte irgendwer, der Herrgott, oder sonst irgendein Jeckeditz, der sich dafür zuständig fühlte, »Schluss jetzt!« sagen und sie allesamt zum Teufel jagen. Allen voran den Vater. Der auf eine vor sich hindämmende, simmernde Weise aggressiv war; der auf dem Weg zum Kirchgang sein vom Krieg zerschossenes Bein so schlurpfend nachzog, dass Willi sich schämte. Der Vater war »kaputt«; auch wenn, siebenjährig, sein Blick dem Vater nur bis zur Gürtelhöhe reichte, so viel glaube er dennoch zu erkennen.

Ja, die Erwachsenen konnten ihm gestohlen bleiben. Nur die Oma nicht. Die Oma durfte nicht, konnte nicht sterben. Das war wie ein Naturgesetz. Die Oma war klein, aber – und dieses Wörtchen, diesen seltsamen, anachronistisch-kindlichen Ausruf habe ich noch heute im Ohr – »huiu«, die war stark. So wie ein Baumstamm auch von innen heraus stark ist. Sie trug einen streng gescheitelten Dutt, aus dem nie auch nur ein einziges Härchen herausglitt und sie sprach nicht viel. Willi sah sie fast immer bei irgendeiner Tätigkeit in der Küche stehen.

Die Welt des Vaters war wie ein verendendes Tier, das sich zum Sterben in sich zurückzog; das bissig wurde, wenn man ihm zu nah kam. Die Oma hingegen hatte keine Welt, die man irgendwie hätte beschreiben können und sie war daher auch nicht von den Untergängen dieser Beschreibungen betroffen; sie hatte keine Welt, sie *war* die Welt. Willi, Junge der Großstadt, baute keine Baumhäuser. Die Oma aber war so ein Baumversteck. Hinter deren Rücken er in Deckung ging, an deren Rock er sich klammerte, wenn der Vater mit Prügel drohte – doch an ihr und ihrem Wort, das aufrecht dastand, das Gesetz war: »Karl-Maria, lass den Jungen!«, kam der Vater nicht vorbei. Ihr Rock raschelte wie Laub, da sie Taft-Unterröcke trug – Schichten, unter denen er sich versteckte, mit deren Säumen er spielte, wenn die Oma dann endlich einmal am Tisch saß und einer Näharbeit nachging; an deren stramme, bestrumpfte Waden er sich lehnte wie an einen Stamm; wo er sicher war und wo er hinter dem Vorhang aus Taft davon träumen konnte auf einem Schiff zur See zu fahren – wohin auch immer, Hauptsache weit fort.

Die Kindheitserinnerungen meines Großvaters an seine eigene Oma, diese Fäden werden hier von mir in das Jahr 1933 zurückgesponnen; das Jahr der Machtergreifung der Nationalsozialisten, das Jahr, in dem Willis Vater von »neuen Zeiten« sprach und Willi immer öfter Zuflucht unter dem Tisch, unter den Taftrocksäumen der Oma suchte; es war das Jahr, in dem Oskar-Maria Graf ins Exil ging. – Und während er dort, in New York, *Das Leben meiner Mutter* schrieb, bereitete sich Wilhelm, Willi genannt, als inzwischen junger Sanitäter auf den Krieg vor. Später, im Lazarett, wo die Sterbenden in allen Sprachen der Welt nach ihren Müttern schrien, erschien ihm, selbst schwer verwundet, im Fieberschlaf seine Oma, deren Gesicht vor seinem inneren Auge wie Teer zerlief, bis es schließlich unkenntlich war. Die Erinnerung an ihr Gesicht ist, wie er mir, der Enkelin, sagte, niemals zurückgekehrt. Er hat sie nie wiedergesehen; sie war bei einem Bombenangriff auf Köln umgekommen. Doch am Tag seines Einzugs hatte sie ihm zum Abschied kurz ihre Hand auf die Schulter gelegt, wozu sie sich weit hatte hochrecken müssen; diese letzte Berührung, ihr Nachdruck blieb ihm, ihr Satz: »Du, Wilhelm, du kehrst zurück.«

»Als es niemand sah, streichelte sie zart, zitternd und wie beschämt über unser dünnes Haar.« – Ob den siebzehnjährigen Soldaten Wilhelm bei dieser letzten



Andrea Heuser liest aus »Nicht sterben, Mutter!«  
Foto: Sylvia Hartmann

Geste der Oma ebenfalls »Wärme durchrieselt« hat wie den jungen Oskar Maria Graf bei dieser Berührung seiner Mutter?

»Du, Wilhelm, du kehrst zurück.« Hat sie diese Worte wirklich zu ihm gesagt, oder hat er sich diese Erinnerung, fieberträumend, erst erschaffen? Ich weiß es nicht, denn dies gehört zu den vielen unausgesprochenen Fragen, für die es inzwischen zu spät ist und die, weil sie im Leben ungestellt blieben, nun in den Raum des Fiktiven, der Literatur hineinwandern und dort nähren, füllen sich diese Fragen mit Erfindungen; erproben mögliche Antworten und reiben sich an einem »Vielleicht«. Vielleicht – dies ist der Modus, in dem *Wenn wir*

*heimkehren*, mein Roman über das Leben meiner Großeltern, erzählt wurde. Denn manchmal entgleiten sie mir in der Erinnerung an unser gemeinsames, geteiltes Leben und rücken mir näher durch die Erfindung.

»Man kann nur werden, was man in den Erinnerungen findet.« – Ebenso tiefsinnig wie abgründig ist dieser Satz von Jean Améry. Ihm nachsinnend frage ich mich, wer ich bin und was ich daher finde, wenn ich *Das Leben meiner Mutter* heute zur Hand nehme.

»Nicht sterben, Mutter!« – Es ist dieser Satz, den ich finde. Der, da ich gerade das Sterben meiner eigenen Mutter begleite, geradezu in mich hineinstürzt; er tritt mir nah. Zu nah.

Denn dieses Flehen des Kindes, wie es Oskar Maria Graf hier einfängt, ist ja mehr als eine innige Bitte; es ist ein Befehl – an die Mutter, aber vor allem an das Leben selbst: *bleib!* In den frühen, kindlichen Jahren, in denen die eigenen Umrisse des Selbst noch nicht so klar von denen der Mutter getrennt sind, kann dies eine Frage des Überlebens sein. So oder so ist die Todesdrohung, die Hinfälligkeit derjenigen, die uns ja das Leben schenkte, die Urerfahrung von der Sterblichkeit des Lebens selbst, allen Lebens überhaupt. Heute, in der Ordnung der Dinge fortgeschritten, da erwachsen und längst selbst in der Rolle der Mutter, verwandelt sich dieser kindliche Befehl der Selbsterhaltung in den sehnlichen Wunsch, das eigene Kind-, das Tochtersein, noch nicht gänzlich loslassen zu müssen: *bleib*.

Und kaum habe ich dies, ich dachte abschließend, niedergeschrieben, merke ich, dass noch ein zweiter Satz aus dem *Leben meiner Mutter* erinnernd in mir aufsteigt. Er fällt gleich auf der ersten Seite, die der Geburt von Oskar Maria Graf's Mutter, der Resl, gewidmet ist. Von ihrer Mutter, der Heimrathin heißt es da, dass sie diese mühsame Geburt der Resl, zwischen Leben und Tod schwebend, ganz alleine durchstand; niemand, der sie hätte unterstützen können, war anwesend. Und da fällt dieser Satz: »Zwischen Leben und Tod schwebend, betete die Heimrathin in ihrem Schmerz und überstand alles.«

Sie überstand alles.

Dieser Satz bündelt, birgt ein ganzes weibliches Dasein und reißt zugleich einen Abgrund auf zwischen der Heimrathin und der Welt. Er fordert mich heraus. Als eine Art »Satzung« erscheint er mir; ein Maßstab für das Leben der Frau, der wertschätzender, aber auch härter, elementarer nicht sein könnte. Vor allem aber ist er eine Zumutung. Nein, will ich rufen: sie überstand nicht alles. Sie soll nicht alles überstehen müssen. Sie soll kein Vorbild, kein *role model* werden für Frauen. Ich lehne mich auf gegen diese Welt, gegen die hier implizierte Botschaft, erzähle und vermittelt im Leben der Heimrathin und auch der Resl: seid fromm und duldsam, seid stark, es ist angelegt in eurem Geschlecht. Ihr müsst es ertragen, weil ihr, anders als die Männer, es ertragen könnt und weil das Leben nur durch euch weitergeht – koste es, was es wolle? Ist dies etwas, frage ich mich, und ich frage es offen, was tatsächlich nur Frauen können? Alles »überstehen« und den Unterschied in sich fühlend erfassen zwischen »weitermachen« und »leben«?

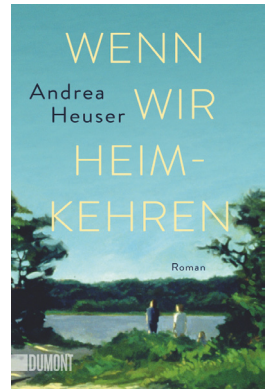
Die deutsche Sprache hält jedenfalls ein ebenso schönes wie trauriges Wort für diesen Daseinszustand parat: *mutterseelenallein*.

*Mutterseelenallein* – ich sehe mich während der langen Geburt meines Sohnes, die unter modernen, höchst komfortablen Umständen stattfand: im Krankenhaus und mit Hebamme, den mitfühlenden Kindesvater an meiner Seite. Welcher Mann traut sich denn umgekehrt heute, der Geburt fernzubleiben, sich dem nicht gewachsen zu zeigen? Und dennoch, im bertihtigten Wochenbett, da zog mit dem Muttersein auch die Einsamkeit in meine Seele ein; ich war zwar nicht verlassen; aber ich fühlte mich abgespalten; in all dem, was mich elementar betraf, nicht *mitteilbar*.

Und ich denke an meine Mutter, die bei meiner Geburt tatsächlich alleine war, weil Männer damals eben bei der Geburt nicht zugelassen waren und die weniger vor Schmerzen schrie als vor Angst, da sie befürchtete, ich könnte behindert sein, weil sie, schon schwanger, die Röteln gehabt hatte. Mit dieser Angst war sie *mutterseelenallein*.

Ich denke an meine Oma, die mitten im Bombenalarm des Jahres 1944 meinen Vater, ein uneheliches Kind, gezeugt mit dem Feind, dem Deutschen, in einem Bunker zur Welt brachte; fern der Heimat; *mutterseelenallein*. Sturzgeburt – bis heute hat sie keinerlei Erinnerung daran. Ihre Schwester, meine Großtante erzählte mir sehr viel später; meine Oma habe versucht, den Kopf des Säuglings wieder hineinzudrücken und habe fortwährend geschrien: »Ich kann nichts dafür.« Sie war aber gar nicht dabei, die Großtante – woher also hat sie diesen Satz? Ist er wahr oder erfunden? Und wenn, von wem? Und schon geschieht es: das Werden von Erinnerung – ich schreibe und transformiere, um die verwickelten Fäden bis in die Gegenwart hinein zu spinnen.

Als meine Oma kurz vor der Jahrtausendwende starb, nahm ich zwei Gegenstände aus ihrer Wohnung mit. Einer davon ist ihr Nähkorb. All die verwickelten, verknöteten, losen Fäden ...



Anlass für die Einladung gab Andrea Heusers Familienroman *Wenn wir heimkehren*

Foto: DuMont Buchverlag GmbH & Co. KG

In meiner Kindheit sah ich sie nicht nur ständig für uns stricken – sie lebte damals in sehr bescheidenen, fast ärmlichen Verhältnissen und strickte sich ihre und unsere Wintergarderobe. Sie besserte außerdem auch ständig etwas aus. Auf ihrem Zeugnis der Mittleren Reife wurden noch Zensuren für »Bügeln« und das »Ausbessern der Wäsche« vermerkt; zusammen mit dem »Rang in der Klasse«. Sie stand an dreizehnter Stelle. Ihr »sehr gut« in Rechnen und Französisch schien also nicht allzu sehr ins Gewicht zu fallen, im Vergleich zu ihren deutlich schlechteren Noten im »Kochen« und eben im »Ausbessern der Wäsche«.

Überhaupt hat ihr dieses Zeugnis nicht viel genutzt – aus behütetem, großbürgerlichen Hause in Luxemburg stammend, wurde sie mit siebzehn von einem attraktiven deutschen Soldaten geschwängert, in den sie sich verliebt hatte und musste, ohne so recht zu begreifen wie ihr geschah, von heute auf morgen ihr Elternhaus und das Land verlassen. »Kollaborateurin« und »Schandfleck der Familie« fielen als neue Erfahrungs- und Daseinsbegriffe innerlich für sie, die bis gerade noch ein Mädchen gewesen war, zusammen mit der Erkenntnis dessen, was Frau und Muttersein wohl heißen mochte. Ich habe darüber ebenfalls in *Wenn wir heimkehren* geschrieben.

Ja, auch sie überstand alles. Wieder dieser Satz. Er scheint also zu stimmen. Stimmt er wirklich? Welchen Preis zahlen wir für dieses Überstehen und was geht dabei in uns selbst verloren? Fragen wie Fäden, die sich nicht verwickeln möchten, die darauf warten, geknüpft und verbunden zu werden.

Immer wieder sehe ich die Resl im *Leben meiner Mutter* nach einem harten, langen Arbeitstag, der in den frühesten Morgenstunden begann, dann noch bis in die tiefen Nachtstunden hinein unter dem schwindenden Licht der Gaslampe beim Nähen und beim Ausbessern der Wäsche sitzen, während der Vater und die Knechte längst zu Bett gegangen sind. Das, was als »mildes Ausruhen« galt, ist

für mich Ausdruck einer unfassbar brachialen Hingabe; der Ausbeutbarkeit von Personen. Denn wonach bemisst sich eigentlich die Lebensdauer, die Intaktheit der Seele, wenn selbst der winzige Freiraum der Nacht- und Traumstunden, ihr Ruhe- und Rückzugsreservoir noch dergestalt beschnitten und funktionalisiert, für die Arbeit ausgebeutet wird?

Der Nähkorb meiner Großmutter setzt immer wieder Staub an; Bücher oder eines der Stofftiere meiner Kinder lagern darauf. Ich selbst bessere keine Wäsche aus – ich gehe sofort damit zur Schneiderin; die Schamgrenze bildet der abgefallene Hosenkнопf, den ich nach einer längeren Phase der Ignoranz eben jenes bedürftigen Kleiderstücks dann schließlich annähe – löchrige Socken werden entsorgt. Alles andere wird delegiert, ebenso das Bügeln.

Modernes Frauenleben. Ich habe Anteil an vielem; Gehorsamkeit und Schicksals-ergebenheit gehören allerdings nicht dazu. Aber diese eine Unfassbarkeit bleibt: Wenn ich ausfalle, wenn ich krank bin, erstarbt das familiäre Leben um mich herum in einer Art für mich stets unbegreiflichen *Freeze*; es droht der Stillstand. Es darf also nicht sein, dass ich länger als ein paar Tage ausfalle, ich muss funktionieren. Das hat sich nicht geändert. Natürlich gibt es auch fürsorgliche Väter; Väter im Haushalt und Väter in Elternzeit. Das ist eine wunderbare gesellschaftliche Errungenschaft. Ich erlebe, auch im Leben meiner und aller mir bekannten Mütter, aber dennoch dieses: das Funktionieren der Mutter; ihre Fürsorglichkeit und Hingabe ist, sind die Kinder einmal da, keine Frage mehr der Wahl; es fühlt sich geradezu an wie eine Oskar-Maria-Grafsche-Satzung.

Und so gilt mir als Mutter, als Tochter, als Enkelin, ja und auch als Leserin dieser Satz aus dem *Leben meiner Mutter* am Meisten: »Nicht sterben, Mutter!«

Dr. Andrea Heuser, München 2024

## Krümmungen

Du musst dich schon bücken! Da hilft alles nichts!

Wenn das Unkraut zu nah an der Rübe stand, dann war die Hacke, auch die für Kinder mit dem dünneren, kürzeren Stiel und dem kleineren Blatt, zu grob. Zu groß die Gefahr, die Frucht zu verletzen, auf die es ankam. Rüben wurden gesät, Rüben wollte man ernten, und zwar große und fette, sodass auch die Erwachsenen zwei Hände brauchen würden, um sie im Herbst, wenn einem die Finger von der kalten Erde beinahe abfroren, auf den Wagen und von dort aus in den Rübenkeller zu werfen. Bis es so weit war, ging es um Verteilungsfragen: Regen, Sonne, Nährstoffe. Und weil das Unkraut nicht einfach nur wächst, sondern wuchert und dabei alles zieht, was es kriegen kann, musste man es mit Stumpf und Stiel aushacken. Also rückwärtsgehen, halbgebückt, und schnelle Hackbewegungen in der Mitte, um seine Wurzeln freizulegen, auf dass sie an der Sonne verdorren. Daher auch das Rückwärtsgehen, sonst würde man es erst raushacken und dann wieder in den Ackerboden hineintreten. Das wäre Unsinn. Da hätte man ja gleich zu Hause bleiben können. Und wäre man zu Hause geblieben, dann wären die Mühen des Säens umsonst gewesen.

Aber ich schweife ab und gehe nicht die gerade Reihe rückwärts. Ich nehme einen Umweg, trödle, könnte man sagen. Es ist ein altes Muster.

Wenn es ans »Rübengrasen« ging, fuhren alle zusammen raus aufs Feld – das heißt die, die noch lebten, und die, die keine anderweitigen Verpflichtungen hatten – und standen zwischen den Rübenreihen unter der Sonne und grasten, was mit der Hacke zu grasen war. Und den Rest, den zupfte man eben heraus.

Und dafür musst du tiefer runter! Dein Rücken ist ja noch jung, deine Beine noch kurz, so weit bis zum Boden hast du's also gar nicht, jetzt stell dich nicht so an. Ich freilich stellte mich immer an. Das war die Erzählung bei uns daheim auf dem Hof, weil ich ein Jammerkind war. Der kleinste, das jüngste von sechs. Mit Ausnahme meines nächst älteren Bruders – uns trennten fünf Jahre – waren meine drei Schwestern und mein zweiter Bruder in meiner Erinnerung immer schon erwachsen oder auf dem Sprung dahin, in jedem Fall keine Spielkameraden mehr. Sie hatten bereits andere Sorgen als zu spielen. Insgesamt hatte unsere Familie andere Sorgen. Oben lag der weltkriegsversehrte Opa im Bett und wurde von der Oma gepflegt. In meiner Erinnerung ist er bleich und grau wie das Laken, und der Geruch von feucht gewordenem Schnupftabak umgibt ihn. Ihn, den ich nur einmal habe gehen sehen, gebückt, am Stock, als er – ich glaube, mich an die Worte



Markus Ostermair liest aus *Krümmungen*  
Foto: Laura Mokrahs

„Ostfront“, „Sturz aus dem Zug aufs Gleis“, „Maschinengewehrunden im Oberschenkel“ und „halbseitige Lähmung“ erinnern zu können – ein Bein nachzog, während er den anderen Fuß im Filzpantoffel vorwärtsschob. Das kurze, leise Pfeifen des schwarzen Gummis am unteren Ende des Gehstocks und das wetzende Geräusch seiner Sohlen auf dem Boden meine ich noch im Ohr zu haben, aber vielleicht fabuliere ich mir das alles auch nur zusammen, weil es zu den wenigen, aufs Unangenehmste

wabernden Bildern in meinem Kopf passt. Es wurde nicht viel erzählt und ich fragte nicht nach.

Anderes aber war und ist unumstößlich. Auf dem Friedhof lag der Vater, quasi seit dem Tag, an dem meine Mutter mich zur Grundschule angemeldet hatte und er allein raus ist aufs Feld, und dann kam und kam er nicht heim und die Mutter hatte sich während des Melkens Sorgen gemacht, wo er denn bleibt. Er, der wie alle in der Familie mit dem Körper arbeitete, die Knie, das Kreuz, die Arme und Hände, hatte die Symptome nicht erkannt. Ja, mei, dann zieht's halt mal komisch von der Schulter in den Oberarm rein, das kann alles bedeuten, das wär nicht das erste Mal. Vielleicht hab ich mich verlegen oder irgendwo gestoßen, ich weiß es nicht mehr. Zum Doktor wird erst gegangen, wenn die Arbeit getan ist. Im Stall standen die Kühe, neun hie'enten, neun herenten, und in der Mitte der Futtertisch, auf dem das frische Gras mit dem Greifer und den Gabeln verteilt wurde, oder im Winter das Heu und die Rüben, die man dann nicht mehr so zimperlich anpackte. Ich fuhr die Rampe hoch mit einem Schubkarren, der so mit ihnen überladen war, dass es in den kindlichen Unterarmen brannte. Die erste Erleichterung brachten dann die Sprunggelenke, denn in den Armen allein fehlte die Kraft, um den Karren zu heben. Das Stehen auf den Zehenspitzen reichte schon, dass die ersten Rüben purzelten. Und die Zungen der Kühe reckten sich nicht mehr nach den Händen an den Griffen oder den Gummistiefeln, über die sie wie nasses Sandpapier strichen, sondern nach den zuckrigen Wurzeln. Wieder ging man rückwärts, der Karren wurde leichter und leichter, das Brennen in den Armen verstetigte sich. Man würde sie ausschütteln können, wenn er leer war, bevor man den Spaten holte. Mit ihm rollte man die kopfgroßen Früchte wieder in die Mitte zurück, wo die Kuhzungen nicht hinreichten, sodass man gefahrlos – für die Zungen zumindest – zustoßen, die Rüben zerteilen und ihnen die Stücke wieder hinschieben konnte. Die Füße hielt man – das Risiko, mit dem Spaten abzurutschen, bestand immer – durch einen breiten Stand aus der Gefahrenzone heraus, während man das Metallblatt Richtung Steinboden, Richtung Rübe trieb.

Doch so weit waren wir noch nicht. Wir waren beim Jäten und Jammern auf dem Feld, beim Bücken, Hacken und Zupfen. Der große Kreislauf der Jahreszeiten muss widernatürlich zurückgedreht werden, die Hackfrüchte sind noch faustgroß in meiner Vorstellung. Es würde noch unzählige Sonnenstunden gemischt mit der, so war zu hoffen, immer wiederkehrenden Nässe des Regens und der Feuchte des Morgentaus brauchen, bis man sie mit dem Roder aus dem Boden ziehen und mit kalten Händen auf den Ladewagen werfen konnte. Gemach, gemacht also!



Markus Ostermairs Erzählung *Krümmungen* ist zuerst erschienen in *Türschwellenkinder*, herausgegeben von Wolfgang Schiffer und Dinçer Güçyeter im Elif Verlag

Foto: Elif Verlag

Man konnte nicht einfach so vorpreschen, schließlich brauchte man auch auf dem Feld Geduld, denn man blieb so lange draußen, bis die Arbeit getan war. Schritt um Schritt, Reihe um Reihe. Also, nicht trödeln. Wer trödelte, zwang die anderen zur Mehrarbeit. Und jeder in unserer Schicksalsgemeinschaft sah, dass ich die kürzesten Reihen hatte und trotzdem ging und ging es nicht richtig vorwärts bei mir, meinten die anderen. Und ich meinte, ich tue, so schnell ich kann, und müsste eigentlich ganz woanders sein, beim Fußballspielen mit meinen Freunden vielleicht, deren Pläne ich im Schulbus belauscht hatte, da sie mich oft gar nicht mehr fragten, weil man mit mir bei schönem Wetter ohnehin nicht richtig rechnen konnte. Und auch meine Geschwister meinten, sie müssten woanders sein, stelle ich mir heute vor, da mir im Rückblick die Jahre verschwimmen, wo man noch Kind war und wo man der Kindheit schon entwuchs, viele lange Jahre lang. Ich weiß nur vom Drängen, das ich spürte, und wie es zunahm mit der Zeit, und ich nehme an, auch sie spürten es, während ich jammerte und trödelte und mich anstellte als hilflose Form des Protests. Denn es half ja nichts. Wir alle wussten, dass die Arbeit getan werden musste, allein schon unserer Mutter zuliebe, der all meine Gnanngerei galt und die der anderen wahrscheinlich auch. Also gingen wir rückwärts, hackten und bückten uns und bekamen an den Armen und im Nacken Farbe.

Und auch bei anderen Arbeiten jammerte ich, beim Grasholen und Heupressen, beim Silieren und der Stallarbeit. Es war die Fremdbestimmtheit meiner Zeit über die Schule hinaus, die mir keine Ruhe ließ. Daher der Wunsch nach einer Uhr zur Erstkommunion. Es war ein Werkzeug, womit sich mir ein zweites Feld des Jammers eröffnete. Bei jeder unvorhersehbaren Arbeit – der Zeitpunkt für das Grasens der Rüben war für mich nie zu entschlüsseln gewesen und traf mich jedes Mal unvorbereitet – nagelte ich meine Mutter auf eine Zeit fest, wie lang es denn dauern und wann ich also wieder frei sein würde. Mit den Jahren reichte schließlich die Schwere der Arbeit allein nicht mehr aus, nicht für den Jüngsten, dem die Gnade der spätesten Geburt immer deutlicher vor Augen trat, da das Los der Verantwortung des Hoferben auf meinen nächst älteren Bruder fiel. Ich wurde nicht angelernt, sondern für mich blieben die Hilfsdienste übrig, das Zuarbeiten, worauf es im Notfall nicht ankam. Wo sein Gejammer auf felsigen Grund fiel, ging es bei mir hin und wieder auf. Ich konnte Termine verschieben, Hausaufgaben, Prüfungen, Freunde, mit denen ich vor Wochen schon was ausgemacht hatte. Irgendetwas, was den Druck erhöhte, den Leidensdruck erklärte und damit das Jammern. Wenn meine Mutter mal nachgab, meinem Gejammer und ihrem schlechten Gewissen vielleicht, und ich früher erlöst war, dann gnanngsten die anderen, dass es ungerecht und ich ohnehin immer schon bevorzugt worden sei, und sie hatten recht damit. Also stellte meine Mutter mir sogleich eine weitere Arbeit in Aussicht, die ich die nächsten Tage zusätzlich zu erledigen hatte. Eine Art ausgleichende Gerechtigkeit, die jedoch – das wussten wir beide und die anderen wohl auch – oft weniger schlimm war und ab und zu sogar ganz entfiel, denn sie hatte andere Sorgen, als sich ständig zu merken, was sie mir alles aufgetragen hatte. Wenn Arbeit anstand, dann tat sie sie einfach, komme, was wolle. Dem steht gegenüber: mein Jammern und Betteln und Flehen, und meine Fluch-

ten vom Hof zu Freunden, wo sich nach und nach auch bei mir das schlechte Gewissen Bahn brach. Das war der Zwickmühlenhandel: Freizeit gegen das Nagen der Schuld. Die Arbeit, sie tat sich nie von allein, das wusste ich. Die Arbeit, sie war allumfassend, das ahnte ich. Es war ein sprachloses Eingeweidewissen vom großen Kreislauf der Jahreszeiten und von der langen Kette der Menschenmägen, an der alles hing, die alles antrieb: das Säen und Hacken und Zupfen und Spritzen und Ackern und Mähen, das Füttern und Melken und Striegeln und Schlachten und Düngen und Ernten und überhaupt.

Und ich saß in den Zimmern meiner Freunde, die sämtlich in Häusern ohne Schmutzkammer lagen, in der wir das Stallgewand, die groben, löchrigen Socken, die von Erde schweren Stiefel abstreiften, während wir uns am kammerhohen Schuhregal festhielten, in dem sich alle ausrangierten Schuhe der Familie stapelten, die womöglich noch ein letztes Mal für irgendeine Arbeit erhalten mochten, und ich begriff jedes Mal aufs Neue, dass die allumfassende Arbeit unsere Arbeit war und nicht ihre. Und ich beneidete meine Freunde und deren Eltern darum und schämte mich für unsere Arbeit, die einer Schmutzkammer bedurfte, ohne es je auszusprechen. Ich durfte mir in der Fremde die Fluchten vom Hof nicht verscherzen, ich durfte und wollte ihnen nichts von der Arbeit erzählen. Überhaupt durfte und wollte und konnte ich nichts von der Arbeit erzählen, die mich niederdrückte und von der ich doch so viel gelernt habe, ja alles eigentlich. In der Anschauung meiner Mutter lernte ich, nicht mehr zu jammern und nichts mehr zu wollen, sodass ich die Scham, manchmal zumindest – und eigentlich nur der Form halber, wie ich zugestehen muss –, überwinden kann, heutzutage. Ihr Bild, als sie aus dem Stall wankte, nachdem ich einmal zu spät zum Helfen gekommen war, und sie beim hastigen Anziehen des Stallgewandes von der Schmutzkammer aus beobachtete, wie sie sich dreimal, in gelben Schwallen, erbrach, lehrte mich das. Sie hatte nach Frischluft gesucht und dann mit Ellenbogen und Schulter das große Tor aufgeschoben, das immer nur eine Handbreite für die Katzen offenstand, damit man meine Mutter von der Straße aus nicht sehen konnte. Dann krümmte es sie nach vorne und der erste Schwall ergoss sich aus ihrem Mund auf den Raps, den mein Bruder zuvor für die Kühe geholt hatte. Sie atmete schwer, aber sank nicht auf die Knie, während ich wie erstarrt hinter dem Schmutzkammerfenster stehen blieb. Es kamen der zweite und kurz darauf der dritte Schwall, nach dem sie sich aufrichtete und mit dem Handrücken über die Lippen fuhr. Ich schlüpfte in die Galoschen und stürzte zur Tür hinaus, um ihr zu helfen, wobei ich erwartet hatte, sie würde sich auf den Heuballen gesetzt haben, der immer an der Stallwand lag, doch ich sah sie zunächst nicht mehr. Einige Sekunden später kam sie mit einer Heugabel wieder aus der Stalltür hervor, hob ihr Erbrochenes damit auf und warf es in die Mistrinne hinter die Kühe, bevor sie sich wieder zwischen sie stellte und sich zu ihren Eutern hinabbeugte. Als sie mich sah, schimpfte sie nicht über mein Zuspätkommen, sondern dankte mir, dass ich ihr heute, da es ihr nicht so gut gehe, helfe.

Markus Ostermair

## Oskar Maria Grafts Briefe und Aufsätze aus dem Exil

### Der Blick eines emigrierten Schriftstellers auf Nachkriegsdeutschland

Im Rahmen der stadtweiten Veranstaltungsreihe »1945 – 2025 Stunde Null? Wie wir wurden, was wir sind« widmeten wir uns an zwei Abenden im März und April Grafts Blick auf Nachkriegsdeutschland. Sowohl in der Monacensia wie auch im Theater im Fraunhofer war die Veranstaltung gut besucht, und im Publikum gab es nach der Lesung noch rege Gespräche.

Die Lesungsblöcke aus Aufsätzen und Briefen Grafts aus der Nachkriegszeit von Katrin Sorko und Oliver Leeb wurden jeweils von Laura Morkohs und Franziska Willbold kommentiert und eingeleitet. Musikalisch begleitet wurde die Veranstaltung in der Monacensia von Ulrike Plank an der Geige und Matze Wolf an der Gitarre und im Fraunhofer von Josef Eder an Geige, Akkordeon und Gesang, David Pokrandt an der Gitarre und Kathrin Schiele-Kiehn an der Geige.

Graf, der 1933 aus Nazideutschland geflohen war und über Stationen in Wien und Brunn nach New York kam, verfolgte die politische Lage in seiner deutschen Heimat intensiv. In zahlrei-

chen Briefen und Aufsätzen nahm er nicht allein die Gemengelage unter die Lupe, sondern knöpfte sich auch einige der Akteure vor.

Der erste Textblock widmete sich der direkten Nachkriegszeit, den Jahren 1945 und 1946. Einer der ersten erhaltenen Briefe der Nachkriegszeit ist der am 16. November 1945 in der Süddeutschen Zeitung erschienene *Offene Brief an die Münchner Freunde*. Er wendet sich an diejenigen in München, die in »stiller Standhaftigkeit« all die Jahre Gegner des Hitlersystems geblieben sind und versichert ihnen Rückhalt unter den Emigranten. Die Form des Offenen Briefes, der in der Zeitung erscheint, entspricht der von Graf auch schon zu Beginn der Emigration angewendeten Strategie, über Zeitschriften und Zeitungen ein Netzwerk gleichgesinnter Schriftsteller und Intellektueller aufrechtzuerhalten. Humorvoll schloss sich hier Grafts – zwar erst 1963 erschienener, aber anscheinend auf die Presselandschaft aller Zeiten passender – satirischer Aufsatz *Eine einzig mögliche Zeitschrift*. Appell

an *moderne Menschen* über die sehr wandlungsfähige Zeitschrift »Jenachdem« an.

Auch Grafts Brief an Hubertus Friedrich Prinz von Löwenstein vom Februar 1946 gibt Einblick in seine praktische Hilfe dieser Jahre. Hier bittet er um Unterstützung für den Versand von Care-Paketen. Mit seinem Hilfsverein, der »Kleinen Bayernhilfe für antifaschistische Hitleropfer« verschickte er unzählige Hilfssendungen, hatte es sich dabei aber zum Ziel gesetzt, dass kein Nazi ein Paket erhält, sondern besonders ehemalige KZ-Häftlinge und Personen, die gegen Hitler gekämpft haben.

Der zweite Textblock des Abends widmete sich der für Graf schwierigen Frage der Rückkehr nach Deutschland. Mit der Ausbürgerung durch die Nationalsozialisten 1934 waren Graf und seine Frau Mirjam Sachs staatenlos geworden. Erst 1958, als sie schon kaum noch daran glaubten, bekamen beide die amerikanische Staatsbürgerschaft, Graf wagte im gleichen Jahr einen ersten Deutschlandbesuch. Vor der



Die Veranstaltung in der Monacensia  
Foto: Rebecca Faber

Staatsbürgerschaft war ihm das Risiko einer Deutschlandreise ohne die Sicherheit der Rückkehrmöglichkeit in die USA zu groß gewesen. Hauptgrund für diese Sorge war seine Beobachtung der vielen Nazis in Deutschland, alte Nazis die sich halten konnten, wie auch Neonazis, beides verfolgte Graf akribisch

Als öffentliche Stellungnahme zur Frage der Rückkehr erschien 1961 in der *Deutschen Post*, einer Berliner Zeitung seine Antwort auf eine Umfrage

unter dem Titel *Was mich abhält nach Deutschland zurückzukehren*. Hier nennt Graf noch einmal andere Gründe als in seinen eher privaten Briefen und bezieht insbesondere Stellung gegen die Zweiteilung Deutschlands – nicht nur politisch, sondern vor allem auch in den Köpfen der Menschen, in denen sich in beiden Teilen Deutschlands schon wieder ein kleingeistiger Nationalismus breitmachte. Dem gegenüber stellt er seine Liebe zu New York als Weltstadt, in der die verschiedensten Nationen friedlich zusammenlebten.

Der dritte Teil des Abends widmete sich Briefen an Günter Grass und Michael Guttenbrunner aus dem Jahr 1966 und Grafts Aufsatz *Über die Gruppe 47*. Graf bezieht sich in seinem Brief an Grass auf die Wahlreden für die SPD, die dieser im Wahljahr 1965 zahlreich in ganz Deutschland hielt und die in seiner Dankesrede zur BÜCHNER-Preisverleihung im Oktober 1965 gipfelten. Graf fordert in seinem Brief von 1966 eine vehemente Abwendung vom mittelständischen Literaturintelligenzlerum und eine Hinwendung zum »Volk«. Dies soll laut Graf nicht durch eine inhaltliche Änderung, sondern vielmehr durch eine rhetorische erreicht werden. Er bemerkt – und das scheint bis heute seine Gültigkeit nicht verloren zu haben – dass beim Volk nicht der gewinnt, der weitsichtige, demokratische Argumente und Ideale vor sich herträgt, sondern derjenige, der – selbst, wenn er damit allein polemisiert und offenkundig unhaltbare Wahlversprechungen macht – mit einfachen, deutlichen Worten Dinge anspricht, die mit der alltäglichen Lebenswelt korrespondieren, Dinge, in die sich das Volk ohne großen Aufwand hineinendenken kann.

In seinem Brief an den österreichischen Dichter und Schriftsteller Michal Guttenbrunner vom 6. März 1966 beschwert sich Graf über die in seinen Augen fehlende Haltung »linker, westdeutscher Schriftsteller« – besonders gegenüber dem Vietnamkrieg und noch genauer: gegenüber dem Kriegseintritt der USA im August 1964.

Auslöser für Grafts öffentliche Äußerung zu dieser Problemlage ist die Tatsache, dass Mitglieder der Gruppe 47 einer Einladung in die USA gefolgt waren – ohne eine wie auch immer geartete Stellung zum Kriegsgeschehen zu beziehen. Wie zermürbend das ausbleibende politische Engagement in der Riege der jüngeren Schriftsteller für Graf ist, wird deutlich in seinem Wunsch, nurmehr »Provinzschriftsteller und Rentner« zu sein.



Stunde Null-Veranstaltung im voll besetzten Theater im Fraunhofer  
Foto: Christof Larcher

Auch der Brief an den Schriftsteller und Verleger Bernward Vesper und seine Lebensgefährtin Gudrun im vierten Teil steht ganz unter diesen Eindrücken. Graf legt hier sein Verständnis davon dar, wie das »unbezwingbare Spießige und Verfilzte« entsteht: Nämlich dadurch, dass der Bürger zum Familiengründer wird und darüber hinaus von gesellschaftlichen Normen geleitet, ja, gar unterdrückt, alles andere vergisst – auch seine gesellschaftliche, soziale und politische Verantwortung. Graf geht hart mit den Adressaten seines Briefes ins Gericht, wirft ihnen nicht nur vor, dass sie sich spießig-verfilzt ins Kleinfamiliäre zurückziehen könnten, sondern warnt sie eindringlich davor, »Berliner Provinzler« zu werden. Er warnt sie vor den »Wühlmäusen der NPD«, die sich ihren Weg wieder nach oben zu bahnen versuchen, und fordert eine große Linke Bewegung.

Der letzte Brief des Abends ist auch einer der letzten Briefe, die Graf verfasst

»Also paßt so ziemlich gar keine Bezeichnung auf mich, am ehesten »linksradikal«.

Oskar Maria Graf an Rolf Recknagel, Januar 1967

– am 14. Januar 1967 schreibt er an den Literaturwissenschaftler und seinen späteren Biografen Rolf Recknagel: Graf wendet sich wieder gegen eine Klassifizierung von außen, er lässt sich nicht gerne einordnen und stellt deutlich die Inhalte heraus, die ihn seit jeher umtreiben: Graf steht – und das macht er zeit seines Lebens lautstark klar – auf der Seite der Ausgebeuteten, der Arbeiter und das aus seiner eigenen Überzeugung heraus – unabhängig jedweder gesellschaftlicher Norm.

Während das Publikum in der gut gefüllten Monacensia still lauschte, gab es im Fraunhofer besonders an den politischen Stellen zahlreiche Lacher und Zwischenapplaus.

Laura Mokrohs und Franziska Willbold



v.l.n.r.: David Pokrandt, Kathrin Schiele-Kiehn, Josef Eder, Oliver Leeb, Katrin Sorko, Laura Mokrohs und Franziska Willbold bei der Lesung im Theater im Fraunhofer  
Foto: Christof Larcher

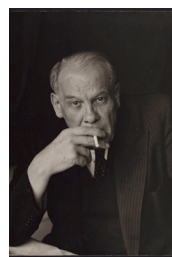
## »Für die Vernunft, gegen Dummheit und Gewalt«

Lion Feuchtwanger und Oskar Maria Graf im Dialog

Anlässlich des von der International Feuchtwanger Society ausgerufenen Feuchtwanger Jahres zum 140. Geburtstag des Schriftstellers 2024 fand am 9. Oktober im großen Saal des Literaturhauses eine gut besuchte Veranstaltung zu den Gemeinsamkeiten und Unterschieden der beiden Autoren Lion Feuchtwanger und Oskar Maria Graf statt.



Lion Feuchtwanger 1909, Feuchtwanger Memorial Library/USA, Los Angeles



Oskar Maria Graf, The Josef and Yaye Breitenbach Foundation, image courtesy Center for Creative Photography

»Für was und für wen schreibt man? Ist der Schriftsteller nur da, um die höchste Sprachmeisterschaft zu erreichen, (...) und seine Leserschaft durch die Kunst seines Erzählertums zu faszinieren, oder besteht seine Aufgabe nicht vielmehr darin, mit seinem Schreiben das Unrecht auf der Welt, wo immer es sich auch zeigt, zu bekämpfen, die Menschen für soziale und moralische Einsichten empfänglich und für sich selbst verantwortlich zu machen, jeden Kreis als Verbrechen zu brandmarken, und (...) stets einer Gesellschaftsordnung das Wort zu reden, in welcher gleiches Recht für jeden gilt und die Freiwilligkeit zur Einordnung in das Ganze schließlich zur sittlichen Regel wird?«

Oskar Maria Graf, *Wir sind Gefangene*, Vorwort zur ersten Ausgabe nach 1945

Die Feuchtwanger Society war auf dem Podium durch ihre Präsidentin Dr. Tanja Kinkel vertreten, die Graf-Gesellschaft durch Vorstandsmitglied Prof. Dr. Waldemar Fromm. Kundig moderiert vom Feuchtwanger-Biografen Dr. Andreas Heusler widmeten sich die Experten im Wechsel zwischen Gespräch und Lesungsteilen den Jubilaren.

Thema war die Haltung der beiden zur gesellschaftlichen Rolle des Schriftstellers, der Blick auf München in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, die Positionierung gegen Militarismus und zwischen Pazifismus und Anarchismus, die gemeinsame Exilerfahrung, die bei beiden – auch wegen des klaren Blicks auf

Fühlbar wurde die Überzeugung beider Autoren auch in der bewegenden Textauswahl, die von Marlene Markt und Sebastian Fink (beide Otto-Falckenberg-Schule) eindrucksvoll vorgetragen wurde, darunter Exilgedichte Grafts, Auszüge aus seiner Rede über sich selbst und Deutschland, Lion Feuchtwangers *Offener Brief an die Bewohner meines Hauses* oder sein

Text *Der Schriftsteller und der Begriff der einen Welt*.

An jenem Oktoberabend jedenfalls fanden beide Schriftsteller andächtige Hörer\*innen und ihre Hoffnungen auf eine veränderte Welt bleiben bestehen.

Laura Mokrohs



v.l.n.r.: Marlene Markt, Sebastian Fink, Andreas Heusler, Tanja Kinkel und Waldemar Fromm

Foto: Laura Mokrohs

## »Sturm kommt auf«

Fernsehverfilmung von Grafts *Unruhe um einen Friedfertigen* für ZDF und ORF



Szenenbilder aus *Sturm kommt auf*  
Fotos: C+P Film / Mathias Bothor

*Sturm kommt auf*, Filmplakat zur Verfilmung von Oskar Maria Grafts Roman *Unruhe um einen Friedfertigen*

Oskar Maria Grafts 1947 erschienener Roman schildert das bayerische Dorf Auffing in den politisch unruhigen Zeiten zwischen dem Ende des Ersten Weltkriegs und der Machtübernahme der Nationalsozialisten. An der Figur des Schusters Julius Kraus zeigt sich die Verschärfung der politischen Verhältnisse. Seine jüdische Herkunft wird ihm immer mehr zur Gefahr, eine Erbschaft aus den USA wird ihm schließlich zum Verhängnis. Hass, Hetze und Gewalt breiten sich in Auffing und Umgebung aus, oft mitten durch Familien.



Dass dieser Roman über den aufkommenden Faschismus in der Provinz in der aktuellen politischen Lage die Aufmerksamkeit der Verfilmung erfährt, ist mehr als begrüßenswert. Besetzt ist die Rolle des friedliebenden, aber Obrigkeiten gegenüber stets kritischen Schusters, mit dem Schauspieler und Kabarettisten Josef Hader. In weiteren Hauptrollen spielen Sigi Zimmerschied, Frederic Linke, Verena Altenberger, Sebastian Bezzel, Antonia Bill, Helmfried von Lüttichau und Susi Stach. Die Dreharbeiten in



Bayern und im Salzburger Land wurden im Oktober 2024 abgeschlossen. Regisseur des Zweiteilers ist Matti Geschonneck, der zuletzt unter anderem Regie bei der Verfilmung von Juli Zehs Roman *Unterleuten* und bei *Die Wannseekonferenz* geführt hat. Das Drehbuch ist von Hannah Hollinger, Kameramann ist Theo Bierkens. Die Ausstrahlung im ZDF soll voraussichtlich im Frühjahr 2026 erfolgen. Die Uraufführung vom ersten der beiden Teile ist im Rahmen des 42. Filmfestivals München Ende Juni 2025 geplant.  
Laura Mokrohs

## Der Jahrhundert-Reporter

Er war ein Chronist, der über die kleinen Dinge ebenso schrieb wie über die großen  
Zum Tod von Karl Stankiewicz

Noch im hohen Alter war er unermüdet als Zeitzeuge unterwegs, im Münchner NS-Dokumentationszentrum etwa oder beim Bayerischen Rundfunk, und auf der Webseite des Hauses der Bayerischen Geschichte in Regensburg sind Videos zu sehen, in denen er, als wäre es gestern gewesen, vom Kriegsende 1945 erzählt, vom Einmarsch der Amerikaner in München, von der Währungsreform und seinen Anfängen als Journalist. Karl Stankiewicz' Leben währte fast hundert Jahre, und darin enthalten waren Faschismus, Krieg, Zerstörung, Wiederaufbau, Kalter Krieg, atomare Bedrohung, Wohlstand, Revolte, Wiedervereinigung, Krisen, die digitale Revolution, der Aufstieg rechtsextremistischer Kräfte. Bis zu seinem letzten Tag hat Stankiewicz den zunehmend erschreckenden Lauf der Zeitgeschichte verfolgt, am Ende resignierend.

Karl Stankiewicz war Mitglied der Oskar Maria Graf-Gesellschaft, und man darf vermuten, dass Graf sich mit diesem Mann bestens verstanden hätte. Politisch jedenfalls waren sie ungefähr auf einer Linie, irgendwo links und vor allem undogmatisch. In diese Richtung war sein Kompass justiert, mit dessen Hilfe er eine Journalistenlaufbahn absolvierte, wie es sie nur wenige gibt. Stankiewicz, geboren 1928 in Halle an der Saale, kam als Neunjähriger mit seiner Familie nach München. Nach der Scheidung seiner Eltern zog er mit seiner Mutter 1941 in eine Wohnung im Lehel, in einen Altbau in der Widn Mayerstraße, der bis zu seinem Tod sein Refugium bleiben sollte. Da war

schon Krieg, entfacht von den Nazis, und bald kam die Zeit, da die alliierten Bomber über der Stadt kreisten und ihre tödliche Ladung abwarfen. Der jugendliche Stankiewicz musste nach Bombennächten als Melder mit dem Fahrrad durch die zerstörten Viertel fahren, Bericht erstatten über die Verheerungen, die er sah: die Toten, die Verletzten, die Ausgebombten, die Trümmer.

Gleich nach dem Krieg gründete er eine Schülerzeitung. *Der Funke* hieß sie. Wer eine gewisse historische Bildung hatte, dem dämmerte, worauf der Titel anspielte. *Iskra*, der Funke, hieß die Zeitschrift, die Lenin herausgab, als er um 1900 als Exilant in München lebte. 1947 fing Stankiewicz als Volontär bei der zwei Jahre zuvor gegründeten *Süddeutschen Zeitung* an, wechselte bald als Reporter zur *Münchner Abendzeitung* und schrieb schließlich als München-Korrespondent für diverse bundesrepublikanische Blätter. Auch für den Rundfunk arbeitete er, und weil ihm, dem stets wissensdurstigen und neugierigen Journalisten, die sogenannte Weltstadt mit Herz und das umliegende Bayern zu klein wurden, tourte er als Reisereporter durch 66 Länder. Ihm ging es darum, dort zu sein, wo die Dinge passierten, klar und sachlich zu schildern, was Fakt ist. Stankiewicz war keine feuilletonistische Edelfeder, die dem Zeitgeist vom Elfenbeinturm herab nachspürte, auch kein donnernder Leitartikler mit Allesbesserwisser-Attitude, sondern ein Chronist, der seine Leser schnörkellos informieren wollte, was in der Welt geschah. Der *Abendzeitung* aber blieb er

treu. Noch in einem Alter, in dem andere längst im Ruhestand sind, schrieb er für das Münchner Boulevardblatt, zumeist historische Beiträge.

Frappierend ist die Menge der Bücher, die er seit der Jahrtausendwende verfasste. Es verging kaum ein Jahr, in dem Stankiewicz nicht in den Zeitungsredaktionen auftauchte, um sein neuestes Werk persönlich zu überreichen. 38 Bücher hat er in gut zwei Jahrzehnten verfasst. Meistens war München sein Thema, er schrieb über die städtischen Prachtstraßen, über Außenseiter, Rebellen, Verbrecher, Katastrophen, Originale oder das Faschingstreiben. Ob man vielleicht sein neuestes Buch in der Zeitung vorstellen wollte, fragte er vorsichtig, dann plauderte er ein wenig, wobei immer wieder sein Witz zum Vorschein kam. Bald aber verabschiedete er sich wieder. Als alter Hase wusste er: Journalisten sind immer im Stress, der Redaktionsschluss naht, und man darf sie nicht aufhalten. Er selbst hingegen wirkte entspannt, mit seinem akkurat gescheiteltem Grauhaar und den Bartstopplern sah er aus wie ein alpiner Bergführer, der noch mit 80 Jahren einen Dreitausender bezwingt. Dabei zog es ihn mehr zum Wasser hin. Stankiewicz war ein passionierter Kajakfahrer.

Als seine Kräfte nachließen, beschränkte sich Stankiewicz darauf, »Gedankenblitze« per E-Mail an seine Freunde und Weggefährten zu senden. Seine Angst vor einem dritten Weltkrieg war darin ebenso Thema wie seine Lederhose, die er am Tag der Währungsreform 1948 gekauft hatte und die seit einigen Jahren in einer

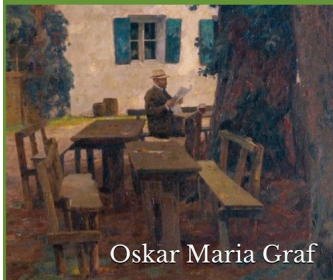


Karl Stankiewicz  
Foto: Thomas Stankiewicz

Vitrine im Haus der Bayerischen Geschichte hängt, in dem man – Oskar Maria Graf-Kenner wissen das – eine sonderbare Obsession für Lederhosen pflegt. Am 12. Dezember 2024 schickte Stankiewicz einen letzten Gedankenblitz. Darin kündigte er einen Abschiedsbrief an. Diesen schrieb er am folgenden Tag, und was darin stand, war einerseits erschreckend, passte andererseits aber haargenau zu diesem Freigeist, der, so gut es ging, ein selbstbestimmtes Leben geführt hatte: »Wenn diese Mail bei den Empfängern ankommt, habe ich das Leben aus gesundheitlichen und aktuell weltanschaulichen Gründen verlassen. Mit freiem Willen, nach reiflicher Überlegung und mehreren, auch kontroversen Gesprächen. Ohne Angst, ohne Scham, ohne Scheu vor einem Tabu. Im Beisein meiner engsten Verwandten sowie einer Juristin und eines Arztes von der Deutschen Gesellschaft für Humanes Sterben. (...) In einer derart bedrohten Welt fühlte ich mich am Ende nicht mehr daheim.«

Der große Journalist Karl Stankiewicz ist am 13. Dezember 2024 im Alter von 96 Jahren freiwillig aus dem Leben geschieden.  
Wolfgang Görl

# Anton Sittinger



Oskar Maria Graf

Cover der englischsprachigen *Anton Sittinger*-Ausgabe von Ed Walker. Erschienen im Selbstverlag (Februar 2025)

Meine Faszination für Oskar Maria Graf lässt sich bis in den Herbst 1989 zurückverfolgen, als meine Freundin und ich vom Starnberger See nach Berg gingen, bevor wir uns einer Wandergruppe auf dem König-Ludwig-Weg zu den Königsschlössern anschlossen. Erst 16 Jahre später las ich *Wir sind Gefangene*, nachdem ich entdeckt hatte, dass Graf in Berg geboren worden war. Mein Deutsch war damals noch begrenzt, und ich konnte keine englische Übersetzung finden. Weitere 15 Jahre vergingen, bis ich beschloss, das Buch selbst zu übersetzen.

Als ich dann eine Einladung von Oliver Leeb erhielt, an der Feier der Gesellschaft zu Graf's 130. Geburtstag im Juli

## Unwiderstehlicher Charme für englische Leser

*Anton Sittinger* übersetzt von Ed Walker

2024 teilzunehmen, fühlte ich mich zu einem nächsten Projekt aufgefordert: »Was kommt als Nächstes?«, fragte Oliver. »Ich dachte, ich könnte *Anton Sittinger* übersetzen«, antwortete ich. Die Wahrheit war, dass ein gebrauchtes Exemplar seit Jahren in meinem Keller Staub ansetzte, und ich mich schuldig fühlte, es nie geöffnet zu haben. Aber jetzt gab es einen Anreiz. Als ich das Zitat las, das allen Mitgliedern der Gesellschaft vertraut ist, war die Sache entschieden: »Menschen wie Sittinger gibt es in allen Ländern Abertausende...«

Wie ich in meiner Einleitung schrieb, ist das zentrale Thema von *Anton Sittinger* nicht provinziell oder national, sondern universell oder zumindest in allen kapitalistischen Gesellschaften verbreitet, in denen Einzelne einen gewissen Respekt und Status erlangen können, nur um ihn schnell wieder zu verlieren.

Obwohl *Anton Sittinger* vollständig in München und im ländlichen Bayern spielt, fand ich als englischer Leser Parallelen zu George Orwell – einem weiteren nicht-ideologischen Sozialisten, dessen Einsichten in die untere Mittelschicht auch heute noch tiefgründig sind. In *The Road to Wigan Pier* beschreibt Orwell, wie die untere Mittelschicht in einem ständigen Kampf lebt, um den Anschein zu wahren: »In

der Art von shabby-genteel Familie, von der ich spreche, gibt es weit mehr *Bewusstsein* für Armut als in jeder Arbeiterfamilie, die nicht auf Sozialhilfe angewiesen ist.«

So ist es auch mit den Sittingers. Sie leben in ständiger Angst, ihr Geld und ihren Status zu verlieren, sehen auf das ländliche Bauernvolk herab, während sie gleichzeitig neidisch auf Malwines Bruder und Schwägerin blicken, die ein solides bürgerliches Leben führen. Hier finden sich die Nuancen des Klassensystems, das mir manche als ein ausschließlich britisches Phänomen zu erklären versuchten!

Gerade dieses soziale Dilemma ruft unsere Sympathie für die Sittingers hervor, trotz ihrer offensichtlichen Mängel. Anton ist hinterhältig, heuchlerisch sowie misogyn und schikaniert seine Frau. Sie ist ein Snob und eine überzeugte Nazi-Anhängerin. Doch sie sind keine grundsätzlich »bösen« Menschen. Anton hat ab und zu Mitleid mit den ärmeren Bauern. Er widersetzt sich dem unaufhaltsamen Aufstieg der Nazis, solange er kann. Er findet Freude in der Natur. Sie versucht, ihre sexuelle Fetischisierung »nationaler« Männer wie Leutnant Eibenthaler und Hauptmann Schlicht zu unterdrücken.

Es sind die Cameo-Rollen in *Anton Sittinger*, die dem Roman den Humor, die Ironie und die thematische

Tiefe verleihen, die englische Leser so ansprechen werden. Vor allem Baron Gustav Heinrich von Ravél. Der aristokratische Säuer ist eine typische Figur der englischen Literatur – Onkel Matthew in *The Pursuit of Love* von Nancy Mitford, Sebastian Flyte in Evelyn Waugh's *Brideshead Revisited* oder Gussie Fink-Nottle und die Drones-Club-Gesellen in P.G. Wodehouse's Bertie-Wooster-Romanen. Von Ravél passt perfekt in das Profil des Exoten unter nüchternen Typen wie dem Kaufmann Wagerer, der immer einen Schritt voraus ist und ein Auge auf jede Gelegenheit wirft, schnell einen Profit zu machen. Er erinnert mich an den Dorfladenbesitzer in Flora Thompson's *Lark Rise to Candleford*, der von den Missgeschicken seiner Nachbarn profitiert.

Mit solch reichen Charakteren ist es wirklich ein Jammer, dass Oskar Maria Graf in der englischsprachigen Welt nicht mehr gefeiert wird. Aber es ist auch verständlich. Sein Gebrauch des bayerischen Dialekts, der in *Anton Sittinger* weniger ausgeprägt ist, stellt auch für den Übersetzer eine Herausforderung dar. Ich hoffe, dass mein Übersetzungsbeitrag, wenn auch nur ein kleiner, dazu beiträgt, sein Profil in der englischsprachigen Welt zu stärken.

Ed Walker

## Protokoll zur Mitgliederversammlung der Oskar Maria Graf-Gesellschaft am 14. Oktober 2024

### TOP 1: Begrüßung durch die Vorsitzenden

Vorstellung der Tagesordnung  
Keine Ergänzungen zur Tagesordnung  
Feststellung der Beschlussfähigkeit

### TOP 2: Bericht des Vorstands

Bericht über die Ausstellung *Oskar Maria Graf – Dichter und Antifaschist vom Starnberger See* (17. Januar bis 08. September 2024, im Museum Starnberger See). Die Oskar Maria Graf-Gesellschaft war bei der Eröffnung mit einem Grußwort von Laura Mokrohs vertreten. Laut dem Museum Starnberger See erfreute sich die Ausstellung während der gesamten Laufzeit guter Besucherzahlen.

Mit dem plötzlichen Tod von Ulrich Dittmann am 07. Februar 2024 ging das Jahr traurig weiter. Die Gesellschaft hat im Namen der Mitglieder eine Schale am Grab niedergelegt. Weiterhin hat Oliver Leeb bei der Trauerfeier für die Gesellschaft gesprochen. Anlässlich des 130. Geburtstags Oskar Maria Graf's wurde die Geburtstagsveranstaltung in eine wissenschaftliche Tagung eingebettet, sie fand unter dem Titel *Mütter, Arbeiterinnen, Revolutionärinnen – Frauenbilder im Werk Oskar Maria Graf's* in der

Bibliothek des Literaturhauses am 22./23. Juli 2024 statt. Die Tagung war an beiden Tagen sehr gut besucht. Die wissenschaftlichen Beiträge der Tagung werden das nächste Jahrbuch bilden, es soll in der ersten Jahreshälfte 2025 erscheinen.

Die Geburtstagsveranstaltung fand dieses Jahr wetterbedingt in der Brasserie Oskar Maria statt. Unter dem Titel »Über Mütter«. Ein Abend mit Andrea Heuser und Markus Ostermair war die ausverkaufte Veranstaltung ein erfolgreicher Abend mit durchweg positiven Rückmeldungen.

Eine weitere Veranstaltung fand am 09. Oktober 2024 im großen Saal des Literaturhauses München statt (wegen der hohen Nachfrage von der Bibliothek in den Saal verlegt). Unter dem Titel »Für die Vernunft, gegen Dummheit und Gewalt« *Lion Feuchtwanger & Oskar Maria Graf im Dialog* sprachen Tanja Kinkel (Präsidentin der International Feuchtwanger Society) und Waldemar Fromm über die beiden Bayern und Weltbürger. Moderiert wurde der Abend von Andreas Heuser (KR München/Public History). Schauspielschüler\*innen der Otto-Falckenberg-Schule bereicherten den Abend mit Lesungen aus Texten der beiden Autoren.

### TOP 3: Oliver Leeb Kassenbericht 2023:

Kasse wurde geprüft und von den Kassenprüfern bestätigt.  
Hans Proft beantragt die Entlastung des Vorstands, in Abwesenheit der Kassenprüfer. Keine Gegenstimmen.

### TOP 4: Aktuelle Projekte

Überarbeitung des Flyers ist gerade in Arbeit. Das Format soll verkleinert werden (künftig Din A6, zum Auffalten), damit der Flyer handlicher wird. Wird wieder vom Büro Alba betreut.  
Katrin Sorko berichtet vom Stand des *Aufbau*-Bandes:  
Ulrich Dittmann und Ulrich Kaufmann sammelten alle Beiträge Graf's aus dem Aufbau. Nach Dittmann's Tod stand Kaufmann alleine mit dem Projekt da und bat die Gesellschaft um Hilfe. Joachim Moisel und Katrin Sorko erklärten sich dazu bereit.

### TOP 6: Verschiedenes

Umstellung auf E-Mail Verteiler, weil Porto teuer ist. Gleichzeitig fehlen die meisten Mailadressen. Bitte: Wir brauchen Mailadressen von den Mitgliedern.  
Die nächste MV wird auch auf der Homepage angekündigt.

Gez. Franziska Willbold



*Unter Grund* von Annegret Liepold, erschienen im Blessing Verlag

Der Roman *Unter Grund*, aus dem Annegret Liepold (geb. 1990 in Nürnberg) im Nachgang zur Mitgliederversammlung gelesen hat, ist inzwischen im Blessing Verlag erschienen. Er erzählt von der sechzehnjährigen Francka, die in der westdeutschen Provinz der 2000er-Jahre ins rechtsradikale Milieu gerät.

### Impressum:

Herausgeber und Verleger:  
Oskar Maria Graf-Gesellschaft e.V. München  
Literaturhaus München  
Salvatorplatz 1 · 80333 München  
www.oskarmariagraf.de

Redaktion: Dr. des. Laura Mokrohs und Franziska Willbold (verantwortlich im Sinne des Presserechts)

Layout und Satz: Franziska Willbold

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 01.05.2025  
Spendenkonto: Stadtparkasse München  
IBAN: DE21 7015 0000 0000 4556 91  
BIC: SSKMDEMXXX  
Verkaufspreis: 2 €  
Nachdruck – auch in Auszügen – nur nach vorheriger Rücksprache mit der Redaktion